

## Bernhard Judex

### **Lob der unaufgeregten erzählerischen Prägnanz**

### **Laudatio für Mercedes**

### **Spannagel**

### **Rauriser Förderungspreis 2017**

Mercedes Spannagels mit dem Rauriser Förderungspreis 2017 ausgezeichnete kurze Erzählung „Wie es klingt, wenn es quietscht“ ist ein in vielerlei Hinsicht beachtlicher Text. Er lädt – nicht nur aufgrund seiner Kürze und Prägnanz, von der noch die Rede sein wird – zum Lesen und Wiederlesen ein und macht es der Leserin / dem Leser durchaus nicht schwer, in ihn hineinzufinden. „Wir sehen so kosmisch aus, sagen die Jungs. Weiße Hose, weiße Jacke. Silberne Westen bedecken ihre Rumpfe. Wir sind glänzende Weltraumritter. Sie lachen. Ein Kabel verläuft unter dem Ärmel an ihre Haut gepresst. Das Kabelende, das neben der Hand baumelt, wird mit dem Florett verbunden.“ Schon nach diesen paar Sätzen, die neugierig machen auf das Kommende, ist man mitten in der Geschichte, in der es die Preisträgerin versteht, auf nur wenigen Seiten – ihr Text war unter den über dreißig eingereichten wohl der kürzeste überhaupt – einen kunstvollen Spannungsbogen um ihre junge Protagonistin, ein florettfechtendes Mädchen namens Ree, zu entwickeln. Um aber gleich zu Beginn einem womöglich aufkeimenden Missverständnis vorzubeugen, wie es gerade in der germanistischen Zunft immer wieder begegnen mag: Eine solch wohlthuend klare, knappe, ja geradezu reduzierte sprachliche Struktur hat keineswegs mit einem Mangel an Ausdrucksfähigkeit oder erzählerischer Naivität zu tun. Ganz im Gegenteil – und gerade das ist das Besondere an diesem wie übrigens auch anderen Texten der Autorin – eignet Spannagels ungekünstelter, verblüffend geradliniger Sprache, die das Geschehen auf unpräzise, unaufgeregte Weise vorzubringen vermag, ein unmittel-

barer, um nicht zu sagen nüchterner und unsentimentaler Blick auf die Erfahrungswelt ihrer Figur, wie man ihn in der zeitgenössischen Literatur oft vergeblich sucht. Ungeziert, ja ungeniert kommen die Sätze dieser Texte ohne pathetische oder weit ausholende Geste aus. Sie beschränken sich wie der Inhalt selbst auf das Wesentliche. Da ist kein Wort zu wenig und keines zu viel. Es ist jene „Methode der Bestandsaufnahme“ und „Intention der Wahrheit“, wie sie der Schriftsteller Wolfgang Weyrauch, bekannt für seine Kurzprosa, eingefordert hat und wie sie etwa auch bei Ilse Aichinger zu finden ist.

„Ree steht vor den Bänken und schließt den Reißverschluss ihrer Weste. Sie belastet ihr rechtes Bein. Ihr linkes Bein besteht nicht mehr aus Knochen, Fleisch und Haut, sondern aus Silikon und anthrazitfarbenem Carbon.“ Auch dieser Satz steht gleich auf der ersten Seite. Mit ihm sind das Schicksal und die Position der jungen Fechterin innerhalb der Gruppe junger Leute rund um ihren – im Übrigen namenlosen – Trainer bezeichnet. Unter all den Mädchen und Jungs in ihren Anzügen und Kabelverbindungen, die die gegnerischen wie auch eigenen Treffer zählen, sieht Ree „am kosmischsten“ aus, „das wissen alle“. Glaubt man zunächst an einen Unfall als Grund für Rees Verletzung und ihr amputiertes linkes Bein, an das sie sich ebenso wie ihr Umfeld gewöhnen muss, so verrät der Text erst am Schluss die eigentliche Ursache, als sie der Trainer nach dem Umkleiden vom Training kurz aufhält: „Rees Handflächen werden feucht. In ihr steigt eine Übelkeit auf, der Rauch der Tschick ekelt sie an, sie presst die Lippen aufeinander. Sie weiß, was er fragen wird. *Staphylococcus aureus*, wird sie darauf antworten, das klingt doch schön, nach einem goldenen Insekt, einer Raupe, die zu einem Schmetterling werden wird, und nicht nach etwas, das einem in die Vagina kriecht und sich in ein Material beißt, das in einem drinnen rot aufquillt, und das Etwas mischt sich mit dem Blut und wird dann durch den Körper geschwemmt, vergiftet alles und man erkennt es erst, wenn alles zu spät ist und ein Bein ab muss.“

Warum die junge Protagonistin vor der möglichen Frage des Trainers – welcher Frage, überhaupt? Ist es die nach der Krankheit und der Ursache der Amputation? Ist es die, ob sie ‚normal‘ wird weiterfechten können oder, wie im Text einmal erwähnt, auf Fechten im Rollstuhl umsteigen soll? – zurückschreckt, bleibt so bloß kurz angedeutet.

Immerhin scheint die Rolle des Trainers weniger eindeutig, als man zunächst annehmen könnte. Hat er etwas mit der Infektion zu tun und ist er, der Namenlose, vielleicht gar heimlich wissender Täter? Er „sieht Ree nur an mit hellen Augen und als er dann den Mund aufmacht, sagt er *Bis morgen dann* und lächelt ihr zu.“ Seine erwartete Frage bleibt also aus und lässt schlussendlich auch den Leser / die Leserin erneut im Ungewissen über den genauen Hergang.

Aber noch ein weiteres Element macht die erzählte Geschichte und ihre Form zu einem kleinen Meisterstück an Kurzprosa, wie sie immer wieder längeren, großen epischen Formen – man denke etwa an Thomas Bernhard – vorausgegangen ist. Die bewusste stilistische Knappheit der Erzählung scheint mir nämlich nicht nur mit Rees Situation, die sich innerhalb der bereits bekannten Gruppe neu positionieren und behaupten muss, zu korrespondieren, sondern entspricht auch der Gesichtsmaske und dem Schutzanzug, wie sie die Fechterinnen und Fechter tragen. Nicht nur ist in Rees Körper eine todesbedrohliche Infektion von außen eingedrungen, die sie abwehren muss. Auch das Fechten selbst, das Aufeinandertreffen von Metall gegen Metall, ist Ausdruck einer Konfrontation, der Abwehr feindlicher Stöße einerseits, der Suche nach Schutz des Angegriffenen hinter seiner Maske und dem Körperschild andererseits. Das Geräusch der Metallspitzen, genauer gesagt, der Florettklingen, deren Spitzen ja mit Gummikappen versehen sind, und jenes der Prothese werden im Titel zusammengeführt und versinnbildlicht: „Wie es klingt, wenn es quietscht“. Dabei spiegeln sich in der Präzision, mit der Ausfallschritte und Treffer, Paraden und Rückzieher erfolgen, nicht zuletzt die sprachliche Genauigkeit und die Prägnanz der erzählerischen Beobachtung, wie sie Mercedes Spannagel beherrscht.

1995 geboren, aufgewachsen in Heidelberg und später in Salzburg, wo sie das Akademische Gymnasium abschloss, studiert die Autorin – auch das scheint mir bemerkenswert und entspricht ausnahmsweise nicht dem zu erwartenden Setting junger Schreibender – Maschinenbau an der Technischen Universität Wien, wo sie knapp vor ihrem Masterdiplom steht. Zum Schreiben inspiriert wurde sie bereits mit 15 Jahren anlässlich eines Schreib-Workshops für Schülerinnen und Schüler der Literaturwerk

statt Graz. Als literarische Texte, die sie gerne gelesen hat, erwähnt sie unter anderem die Prosa von Ingeborg Bachmann, Albert Camus, Max Frisch und Franz Kafka. Lyrik habe sie weniger interessiert, auch was das eigene Schreiben betrifft, das sie seit ihrer Mittelschulzeit praktiziert und nicht nur einige Erzählungen in Literaturzeitschriften wie SALZ, erostepost, Mosaik oder BELLA Triste veröffentlichen, sondern auch schon Auszeichnungen und Wettbewerbe gewinnen ließ; so etwa den Berlin-Brandenburgischen Preis für Junge Literatur 2014 im Rahmen der Schreibwerkstätte Schreibende Schüler e. V. Berlin mit dem Kurzprosatext „Seitdem“ oder ein Stipendium des Literaturlabors Wolfenbüttel 2015. Der Rauriser Förderungspreis 2017 schließt daran hervorragend an, er ist die Anerkennung für ein Schreiben, auf das man weiterhin gespannt sein darf. Im Namen der Jury, in der Karin Buttenhauser und Ulrike Längle gemeinsam mit mir die eingereichten Texte diskutierten, gratuliere ich Mercedes Spannagel sehr herzlich. ■